Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **34 (1952)**

Heft 34

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Winterthur, 22. August 1952 | Erscheint jeden Freitag | 34. Jahrgang Nr. 34

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Bahnhofstraße 89, Zürich 1, Telephon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Erklärung

I

Der Artikel «Freiheit, die ich meine», vom 8. August, stellt eine freie, persönliche Meinungsäusserung unserer Redaktorin dar und wurde ohne Wissen des Vorstandes und der Redaktionskommission veröffentlicht. Die Zürcher und Winterthurer Mitglieder des Vorstandes, die sich sofort mit der Sache befassten, waren der Ansicht, dass es nicht angehe, einen einzelnen Vorfall (seither in der Presse als Fall Beck bezeichnet) auf diese Art zu verallgemeinern, und dass es auch fraglich sei, ob ein solches Thema in Form eines redaktionellen Leitartikels überhaupt ins Frauenblatt gehöre. Da in dem Artikel die Neue Zürcher Zeitung, wenn auch ohne Namensnennung, deutlich angegriffen war, schrieben wir einen Brief an die Redaktion dieser Zeitung, jedoch ohne zu der prinzipiellen Frage und ohne zu der Sache selbst mit den auf beiden Seiten gemachten Fehlern Stellung zu nehmen.

Nachdem nun der Artikel «Freiheit, die ich meine» von der «Tat» in grossen Teilen wiedergegeben wurde und vor allem, nachdem die NZZ den Brief, an dessen Veröffentlichung wir nicht gedacht haben, in extenso abgedruckt hat, sehen wir uns veranlasst, ihn auch unserem Leserkreise mit den obigen Erklärungen zur Kenntnis zu bringen. Wir hoffen, damit für unser Blatt die Diskussion, die wir lebhaft bedauern, schliessen zu können. Der Brief lautet:

Wenn wir uns heute mit einem Schreiben an Sie wenden, so geschieht es aus dem Bedürfnis heraus, Ihnen nach einer Besprechung vom 11. August unsere Stellungnahme zu dem Leitartikel des «Schweizer Frauenblattes» vom 8. August zur Kenntnis zu bringen. Wir bedauern ausserordentlich, dass die Redaktorin, die ja auch Ihnen als gescheite, aufgeschlossene und temperamentvolle Journalistin bekannt ist, diesen Artikel geschrieben und ihn ohne Begrüssung eines Mitgliedes unserer Redaktionskommission veröffentlicht hat.

Wenn wir uns auch wie bisher die volle Freiheit vorbehalten, zu allen Tagesfragen objektiv und unabhängig Stellung zu nehmen, so müssen wir uns doch in diesem speziellen Fall in aller Form vom Inhalt und von der scharfen Formulierung des Artikels «Freiheit, die ich meine» distanzieren.

Wir hoffen, sehr geehrte Herren, dass Sie den Aerger über die impulsive Meinungsäusserung der anerkannten und geschätzten Journalistin dieser und dem Schweizer Frauenblatt nicht nachtragen und vor allem nicht auf die Frauenbewegung als solche übertragen werden. Wir nehmen vielmehr gerne an, dass Sie uns die bisherige Sympathie erhalten.

Wir wissen es sehr zu schätzen, wie offen Sie unsern Frauenproblemen und Wünschen gegenüber sind und wieviel Platz Sie unsern vielseitigen Bestrebungen in den letzten Jahren in Ihrem geschätzten Blatte einräumten. Gerne benützen wir die Gelegenheit, um Ihnen dafür unsern herzlichen Dank auszusprechen.

Indem wir Sie nochmals unseres Bedauerns über den unliebsamen Vorfall versichern, begrüssen wir Sie, sehr geehrte Herren, mit dem Ausdruck unserer vorzüglichen Hochachtung.

Die Vorstandsmitglieder von Zürich und Winterthur

Dr. Elisabeth Nägeli
Frau Gertrud Haemmerli-Schindler
Frau G. Droz-Rüegg
Frau Suzanne Oswald
Frau Elisabeth Rheinwald-Corti

II

Eine weitere Diskussion vor der Oeffentlichkeit über die obenstehende Erklärung und den angeschlossenen Brief lehne ich im Interesse der Frauenbewegung ab. Sie sprechen für sich selber. Die prinzipielle Auseinandersetzung wird unter Ausschluss der Oeffentlichkeit im Vorstand der Genossenschaft Schweizer Frauenblatt stattfinden.

El. Studer

Das Haushalten als Schulungsweg

Zum Gedenken Mutter Henschels

«Die Völker ertragen als Völker den sittlichen Menschen nicht. Entweder stossen sie ihn hinab, verbrennen oder kreuzigen ihn, oder sie erheben ihn und machen ihn zum Gott. So oder so müssen sie sich seiner entledigen.»

Mutter Henschel, die diesen Ausspruch getan hat, bestätigte ihn mit 83 Jahren durch ihren Tod. Am 28. März 1944 wurde sie in Amsterdam durch holländische Polizeibeamte und Träger im Krankenwagen weggeholt, schwer leidend, aber erfüllt von innerer Klarheit und Helligkeit. Als ihre Freundin ihr eine todbringende Droge reichen wollte, lächelte sie wie aus weiter Ferne: «Du Putzel, fürchtest du dich! Was soll denn mir geschehen, bin ich nicht frei? Ich bin neugierig, was das Schicksal mit mir vorhat.» Man erfuhr nur noch, dass sie ins Konzentrationslager Westerbork gebracht und eine Woche später «durchgeschickt» wurde, was Transport nach Auschwitz bedeutete.

Das fünfte Heft der Castrum Peregrini in Amsterdam, das nur in wenig hundert signierten Exemplaren erscheint, ist dieser ganz ausserordentlichen Frau gewidmet, die einmal den Ausspruch getan hat: «Nach mir wird mit ‚Haushaltung' etwas anderes bezeichnet sein als vor mir.»

Ihre Wirkungsweise, ihre Einsichten in menschliche — männliche und weibliche — Lebenshaltung mutet anfänglich zeitfremd, überholt an und erschliesst sich erst, wenn man eindringt in jenen innersten, den dritten Kreis der drei Daseinsstufen, der ihr eigenster ist. Aus jener Einheit und Freiheit ordnet sich der Mensch, hier im besonderen die Frau, in die zeitlichen Gegebenheiten und erhöht das Natürliche in Kultur. Wie Goethe sagt: Die Ehe sei eine die Natur zur Kultur steigernde und dadurch sie erhaltende Ureinrichtung, die man nicht wieder fahren lassen, um keinen Preis aufgeben dürfe, obgleich sie eigentlich unnatürlich sei (zu Kanzler v. Müller, 7. IV. 1830), so entscheidet sich Mutter Henschel bei Eheproblemen immer nach dem Elementaren hin. Die Materie ist für sie ein Heiligtum, das Leben ein Prozess der Formwerdung. Der Mensch kann nicht einfach seinem Wachstum überlassen werden. Freiheit, echtes Schöpfertum bedarf der Beschränkung, geschlossener Horizonte, um sich zu verwirklichen. Den ebenbürtigen Partner werde man kaum finden. Ihn zu fordern, bedeute, das Leben zu versäumen.

Als elftes Kind neben acht Brüdern und zwei Schwestern wuchs Mutter Henschel = Laurinka, genannt Löhrchen auf. Ihre Heimat, das reiche, südmährische Kornland, geriet damals in eine schwere soziale Krisis. Die grossdenkende, energische, schon 46jährige Mutter ging mit Löhrchen als Brustkind nach Rom und verschaffte sich dort einen Lieferungsauftrag für Uniformen des päpstlichen Heeres, zu dessen Ausführung sie die Heimarbeit in ihrem Land begründete.

Die Schule verlebte Löhrchen in Wien und Linz und war dabei, als die Linzer Jugend dem toten Schulinspektor Adalbert Stifter die letzten Blumen ins Grab warf.

Euphorienhaft war ihr Wesen, umhuldigt, empfand sie schon früh die Notwendigkeit, innerhalb bestgefügter Ordnungen zu existieren, um nicht wie ein Feuerwerk zu verpuffen oder durch ihr sprühend unbedachtes Wesen ungewollt Verwirrung anzurichten. Der junge, geniale polnische Maler Gottlieb schied mit 28 Jahren freiwillig aus dem Leben, nachdem sie sich von ihm gelöst hatte, weil sie seine jeden Gleichgewichts entbehrende Natur nicht mehr ertrug. Dies furchtbare Erlebnis brachte ihr zum Bewusstsein, dass sie für die Auswirkungen ihrer Schönheit Verantwortung trage. Sie verheiratete sich mit dem Bankier Henschel in Berlin, stand 30 Jahre einem grossen Haus vor, wurde Mutter vieler Kinder und lebte zwei Leben nebeneinander: Löhrchen hatte nichts im Kopf als Spinat, Mohrrüben, Wäsche und Haushalt, Mann und Kinder. Das andere Ich arbeitete emsig, häufte Wissen auf Wissen, und im Alter sieht dies hellgewordene Ich auf Löhrchen und bemerkt, dass sie als Natur alles aus dem Trieb so gemacht hat, wie es sein sollte. Ihre Ehe hatte einen besonderen Zauber. Mancherlei Anekdoten wurden erzählt. Die Kinder betreute und erzog sie aufopfernd und lehnte auch ihretwegen eine Emigration nach Brasilien ab.

Einmal, in der ersten Zeit ihrer Ehe, suchte sie vergeblich nach einer Brillantnadel und fand sie schliesslich in einem Schuh, und am selben Tag entdeckte sie einen unsauberen Kamm hinter einem Ofen. Dies erschreckte sie so sehr, dass sie von Grund auf eine Aenderung in ihrem Haus zu schaffen suchte, ein System erdachte, wie mit einem Minimum von Zeit und Kraft die höchste Leistung erreicht werde. Hausfrauen, denen ihre Arbeit über den Kopf wächst oder die viel Aufhebens von ihrem Tun machen, empfand sie als unfähige Dilettantinnen. Je schwieriger das Problem — seien es unerwartete Gäste, wenig Mittel bei verschiedensten Bedürfnissen — je grösser der Anreiz, eine allseits befriedigende Lösung zu finden. Eine Methode suchte sie, durch äusserste Rationalität und Konzentration den Anforderungen gerecht zu werden, um alle die Familie gefährdenden Widermächte zu überwinden. So wurde ihr die Haushaltung zum eigentlichen Medium ihrer Menschenerziehung, in mancher Hinsicht wichtiger als alles, was sie sonst sagte und dachte.

Als 1909 ihr Mann starb und die Kinder erwachsen waren, erkrankte sie schwer, bis sie ihren eigentlichen Lebensauftrag erkannte. 1914 zog sie sich geraume Zeit unter die Bauern des hintersten Oetztales zurück. In manche dumpfe Bauernstube brachte die fremde, schwarze Frau Licht. Als sie Tirol verliess, hielt ein Bursche beim Abschiedsmahl die Rede: «Es lebe unser schwarzes Edelweiss». 1915 fing in Berlin ihre Arbeit in einem Waisenhaus für Kinder krimineller Eltern an. Mutter Henschel fand unter der Führung eines Mädchens, das sie von der Strasse aufgelesen, den Weg in die Wohnungen des untersten Proletariats, in Häuser der schlimmsten Not. Auch dort wandte sie erfolgreich ihr «System» an, eine von ihr erprobte Methode des Haushaltens. Eines Tages kam ihr die klare Erkenntnis, dass die rein instinktive Besorgung des Haushaltes heutzutage nicht mehr tunlich sei, dass die innerste Zelle des menschlichen Zusammenlebens, der Aufbau der Familie nicht der zufälligen Begabung oder der Talentlosigkeit der Frau überlassen bleiben dürfe. Die Fülle von Uebelständen aus traditionellem Schlendrian und Unüberlegtheit sind von Grund auf zu beseitigen. In Mutter Henschel war eine genialisch unordentliche Seite, und sie betonte immer wieder, nur über das Denken, über prinzipielle Erwägungen sei sie in einer lebenslangen Selbstdisziplin, einem unausgesetzten Drill zu jener, ihre Schülerinnen immer von neuem wie Hexerei anmutenden Geschicklichkeit und Zweckdienlichkeit des Tuns gekommen, wodurch sie spielend alle Haushaltpflichten bewältigte. Als sie eines Morgens in der Lehrstunde vor ihren Schülerinnen die verschiedenen Sorten feinen Wienergebäcks buk, riefen diese, sie könnten nicht so schnell zuschauen, wie die Mutter arbeite. Einige Aussprüche über das Haushalten: «Bei dem jungen Weibe von Stand ziehe ich das innere Widerstreben gegen die häusliche Arbeit der natürlichen Willigkeit vor. Ich war unbrauchbar für das praktische Tun im Hause; ich wollte Gedichte machen, lesen, geniessen. Recht so! Es gebührt mir nicht, Staub zu wischen. Aber ich tue es der eigenen Vervollkommnung wegen. Ich tue es darum besser als die, deren Natur im Staubwischen aufgeht. — Der Chirurg übt seinen Schnitt, der Taschendieb übt seinen Handgriff am Phantom. Mir dient die Hauswirtschaft zum Phantom. Dass nebenbei eine Nutzwirkung herauskommt, liegt nicht in der Absicht. Aber welche Mühe, die realen Gehirne bis zu solchem Begriff emporzuheben! Ich kann diese Leistung der Leitung nur mit der Aufgabe des Staatsmannes vergleichen. Die Mitregierenden in der Einigkeit, die Dienenden in Zucht, Gesundheit und Freudigkeit zu erhalten — ist seine Arbeit. — Meine Art zu erziehen, ist schneller als jede andere; denn ich fange, so wie man einen Tunnel baut, von zwei Seiten zugleich an. Beim Putzlappen, Fussnagel und der Haarbürste einmal und beim «Faust» das andere Mal. In der Mitte wird sich's treffen.»

In ihrem Bewusstsein soll die Frau als freies Wesen in ihre Gegebenheiten, in ihre Ordnung eintreten: «Ihr sollt euch nicht in der Schwäche anhängen, sondern in der Stärke unterordnen.» Mutter Henschel kommt zu einer heute wenig geschätzten Schlussfolgerung des Dienens, die allerdings durch die Fusswaschung Christi nicht mehr als ein Zeichen der Schwäche betrachtet werden kann, aber so schwer zu leben ist. Das ewige Bild des Menschen war für Mutter Henschel der Frau überantwortet: «Die Ehe ist für die Frau eine Aufgabe, die die Aufgabe ihrer selbst zur Voraussetzung hat. — Die Ehe ist vergleichbar einem arabischen Bauwerk. Es scheint auf die zierlichsten Säulchen gestellt; die tragenden Pfeiler bleiben verborgen. Alle kahlen Wände sind mit einem lustigen und luftigen Filigran überzogen und ihre Nutzhaftigkeit ist ins Spielerische aufgelöst. Aber darüber steht eine feste Kuppel, die das ganze Gebäude überwölbt und durch deren Scheitelpunkt das Licht des Himmels hereindringt. — Es gibt zweierlei Art eine Haltung gegen die, die Familie zerstörende Mächte der Zeit einzunehmen: das Haus absperren oder es aufsperren. Ich tue das letzte: der Zerstörung wird voller Einlass gegeben — so wird sich das Unzerstörbare erweisen. — Glücklich ist das Liebespaar. Die Ehe ist gut, nicht glücklich — gut, friedvoll und heiter. Wenn du aber unbedingt eine glückliche Ehe haben willst, so nenne ich jene glücklich, wo die Kinder ihre Eltern verehren dürfen. — Die Ehe ist im wahren Sinne des Wortes —

D Sunebluume

D Sunebluume, d Sunebluume
Sind gar liebe Gschöpf,
Händ so grossi, chugelrundi,
Häimeligi Chöpf,

Lueged äim so lieb etgäge,
Lached äin so gmüetli aa.
Aeinzig, wänn si elter weerded,
Stönd si gaar peeländig daa.

Liebe Ballong

Liebe Ballong, flüüg rächt gschwind,
Hööcher, als all Wulche sind.

Pütschischt zletsch an Himel aa,
Muescht grad zmitz drin ine gaa.

DAengeli sind sicher froo —
Gseends myn schööne Ballong choo.

Säg ene dänn, de Hanselimaa
Tüeg si ali grüeze laa. Elise Vogel

(Aus dem eben erschienenen Bändchen «Chindezyt — schööni Zyt», Züritüütschi Chindevers vo Emma und Elise Vogel. Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau.)

Begegnung mit Enrica v. Handel-Mazzetti

Durch lange Jahre — damals waren die Jahre noch lang! — gingen in unserm Geschwisterkreis die Bücher der Handel-Mazzetti von Hand zu Hand, von Versteck zu Versteck. Unsere Mutter dosierte die Lektüre, aber heimlicherweise taten wir ein Uebriges, weil uns die grosse, fremdartige Welt der Handel-Romane gepackt hatte und nicht mehr losliess. Wir lasen «Ritas Briefe» und weinten vor Rührung, wir gingen mit Stefana Schwertner durch Blut und Tod, wir zitterten in den Gefahren und Martyrien standhafter Helden und grossartiger Frauen. In glühender Verehrung für die Dichterin trugen wir Blumen vor ihr Bild und einmal zündeten wir eine Kerze davor an, als sei es das Bildnis einer Heiligen. Mutter kam dazu und löschte das Licht — es brannte umso heller und schwärmerischer in unseren Herzen!

Ich erschrack ob meinem Wunsche, als ich ihn unvermittelt spürte: Die Handel-Mazzetti möchte ich einmal sehen! Sie stand so hoch oben in meiner Traumwelt, dass ich mein Verlangen wie ein Geheimnis hütete. Unerreichbar wie ein Stern schien sie mir — aber ich wünschte ja damals auch die Sterne fassen zu können!

Die Bücher der Handel-Mazzetti blieben später im Spind liegen — wir hatten uns daran satt gelesen. Es gingen neue Sterne auf an unsern Himmeln. Aber die Liebe und Verehrung blieb. Ich sah die Freifrau v. Handel-Mazzetti oft und oft über eine breite Treppe zum Park zum Schlosse gehen — ich ahnte die grossen Feste in leuchtenden Sälen und wusste um die Triumphe, die eine so erfolgreiche, hochgestellte Frau feierte. Sie war und blieb für mich die grösste Gestalterin historischer Stoffe, mächtig und schrecklich in der Wucht ihrer Darstellung.

Im vergangenen Herbst, als ich in Linz an der Donau weilte, kam mich der alte Wunsch noch einmal an. Die Leute, die ich bat, mich zur greisen Dichterin zu führen, sahen mich fast entsetzt an. Ob ich denn nicht wisse, dass die gnädige Frau Baronin seit mehr als drei Jahren nicht empfange? Sie sei krank, müde und wolle allein sein.

Der Bescheid traf mich schwer. Er traf irgendwie jenes zarte, scheue Gebilde von Schwärmerei und Verehrung, das ich vor dem Namen der grossen Frau in jungen Tagen erbaut hatte — er traf den Traum vom grünen Rasen, über den die Freifrau ihrem Schlosse zuschritt.

Nun wollte ich wenigstens sehen, wo die Schriftstellerin lebte. Der Gang zur Spittelwiese Nr. 15 war eine neue Enttäuschung. Das Haus, das diese Nummer trägt, steht mit vielen andern zusammengebaut in der Innenstadt von Linz. Völlig unromantisch, grau und unpersönlich verrät es mit keinem Zeichen, dass eine der grössten Dichterinnen deutscher Zunge darin wohnt. Auch die Frau, die im Hofe stand und mir Bescheid sagte, tat dies ohne jedes Interesse. «Ach, die Frau Baronin? Gehens halt hinauf, zwei Treppen hoch». Sie klopfte ihren Läufer fertig und ich stieg hinauf. Ich merkte auf einmal, dass ich nicht mehr zwischen 15 und 20 bin, denn mit jedem Schritt liess ich etwas von dem schönen, zauberhaften Traum der Jugend zurück.

Als ich oben ankam und läutete, empfing mich aber doch jene Vergangenheit, ich trat in eine Welt ein, die es sonst nicht mehr gibt. Eine kleine alte Frau öffnete mir. Ihr feines Gesichtlein erschrack ob meiner Frage, ob ich Frau Handel-Mazzetti einen Augenblick sehen dürfte. «Die Frau Baronin? Aber bitte, das geht doch nicht. Sie müssen wissen, dass seit drei Jahren niemand bei ihr war, nicht einmal ihre Angehörigen. Ich würde Ihnen die Freude gern machen, aber es geht nicht, ich kann nicht».

Sie sagte das in einem warmen, singenden Steirer-Dialekt, lächelnd und über die gestreifte Hausschürze streichelnd. Sie sei die Dienerin der gnädigen Frau Baronin, schon seit 30 Jahren. Die Geschichte, warum sie damals die erste Herrschaft verlassen und diesen Dienst angenommen habe, weiss ich nicht mehr genau, sie klang aber wie eine Rechtfertigung, dass sie, die Zilli, im Leben überhaupt einmal die Stelle gewechselt und somit «zwei Herren» gedient habe.

Ich liess mir im hohen, ungemütlichen Vorraum vom Leben der Frau Baronin erzählen und was ich von der siebzigjährigen Dienerin erfuhr, das ist wohl mehr, als was mir eine persönliche Unterredung mit der Schriftstellerin offenbart hätte. Sie sprach mit einer Liebe und Verehrung sondergleichen von ihrer Herrin, sie muss in ihr den grossen Geist und die überragende Persönlichkeit erkannt haben. Mit Tränen der Rührung hörte sie von unsern

Elise Vogel †

Erwachen

Ein fröhliches Erwachen
ein heiteres Lachen
in den taufrischen Morgen hinein.

Ein «Danke Gott» sagen
ein fröhliches Wagen
gesegnet wird so euer Tagwerk sein.

El. Vogel

*

Auch den Leserinnen des Schweizer Frauenblattes ist dieser Name nicht unbekannt, haben wir ihn doch schon oft unter beglückenden Kinderversen, tiefsinnigen Sprüchen und Gedichten gelesen. Elise Vogel — Emma Vogel. Jede der Schwestern hat am goldenen Faden gesponnen. Es geschah in seltener Gleichgestimmtheit und Gleichbeschwingtheit, als hätten die beiden aus einem einzigen Herzen gesungen und eine gemeinsame Seele in ihre Verse gelegt.

Es blieb eine der letzten grossen Freuden Elise Vogels, die am 7. August in der Schweiz. Pflegerinnenschule, Zürich, ihrem schweren Leiden erlag, einen Teil der Kinderverse in dem herzigen Bändchen «Chindezyt — schööni Zyt» (Verlag Sauerländer, Aarau) vereinigt zu sehen. Diese Kinderverse gehören zum Besten und Schönsten, was uns bis jetzt geschenkt worden ist.

Elise Vogel wurde am 13. Mai 1883 in Zürich geboren und ist dieser Stadt mit einer Unterbrechung von vier Jahren, in denen sie als Lehrerin an einer Achtklassenschule in Rossau geamtet hat, ein Leben lang treu geblieben. Lehrerin zu werden war schon der Wunsch des kleinen Kindes. Und wie hat sich Elise Vogel in diesem schönen, aber nicht leichten Berufe verströmt! Mit ihrer ausgesprochen starken Schöpfer- und Gestaltungsgabe, ihrer flammenden Freude an aller Schönheit des Lebens, mit der Begeisterungskraft dessen, der, wo er anfasst zum Leben erwecken muss, und nicht zuletzt mit ihrer allesumfassenden Liebe, die sie restlos und immer wieder neu hingegeben hat, vermochte Elise Vogel keine ausgetretenen Wege zu gehen. Sie musste, in unerhörter Anspannung, täglich, stündlich neu gestalten, hat ihre Schüler auf einen Hochflug mitgenommen, der ihnen zum unverlierbaren Erlebnis geworden sein muss.

Wo dichterische Gestaltungskraft sich der feinen Einfühlungs- und rechten Mitteilungsgabe des Schulmeisters zugesellt und sich damit das Walten eines liebenden Herzens verbindet, da wird das Wirken zum Segen, wird die Gabe zur Aufgabe und — die Aufgabe zur beseligenden Gabe, wie das Elise Vogel tief und dankbar empfunden hat.

Und damit kommen wir zu dem, was hinter dem Dichter und Schulmeister zu stehen Notwendigkeit ist, wenn er so segenspendend wirken soll, wie das von Elise Vogel gesagt werden darf. Sie war eine selten begabte Lehrerin, eine begnadete Dichterin, am grössten aber war sie als Mensch. In einer tiefen Frömmigkeit verwurzelt, die ihrem ganzen Sein die Leuchtkraft derer verliehen hat, die auch Schwerstes dankbar anzunehmen und zu verwandeln wissen, hat sich Elise Vogel in stiller Bescheidenheit stets weit hinter ihr Werk zurückgestellt. «Gabe ist Aufgabe! Ein Geschenktes — Anvertrautes.» Elise Vogel hat ihr Pfund rührend und dankbar und gewissenhaft verwaltet wie überhaupt das stete, innige Danken ein Unvergessliches an Elise Vogel gewesen ist. Kein oberflächliches, schnell hingesprochenes, nein, ein tief durchgerungenes, oft schwer erkämpftes und zuletzt doch sonnig leuchtendes Danken und Verstehen.

Es war eine Krone, die der schwer vom Leide Gezeichneten verliehen worden ist.

's geht ein Lächeln mit mir
in die Nacht hinein.
Es muss ein Lächeln Gottes sein.
Und mit des ersten Tages Schein
dringt es von neuem in mich ein.
Ich sag Gott Lob.
Ich sag Gott Dank.

Diese Aufzeichnung, wenige Wochen vor ihrem Tode eingetragen, zeigen uns so recht, mit welcher Kraft sich Elise Vogel bis zuletzt vom Leid zur Freude, vom Dunkel zum Licht durchgekämpft hat. Und dies war wohl das Grösste, Beispielhafte an ihr. Das, wovor wir uns beugen. Das hat die Lehrerin, Dichterin Elise Vogel getragen. Immer ist ja der Mensch das Wichtigste, der Mensch, der hinter seinem Werke steht.

So sagen denn auch wir Dank und wollen nicht aufhören zu lernen und Liebe zu schenken. Elise Vogel hat es wie selten jemand vermocht. O. M.

---

des Weibes Aufgabe. Dass der Mann dies wisse, dies erkenne — ist sein Dank. Denn so zu tun, bedeutet mit nichten ein Naturgesetz, sondern ein Kulturgesetz. Die Ehe zu führen, ist ein Kult.»

Mehr und mehr entwickelte sich um Mutter Henschel eine Mädchenbildungsstätte. Nach vollbrachtem Lehr- und Arbeitstag versammelte man sich zur gemeinsamen Lesung, deren Gegenstand die Mutter bestimmte. Sie beherrschte mehrere Sprachen und lernte noch über 50jährig Russisch, um die grossen Schriftsteller des Ostens in der Ursprache zu lesen. Das europäische Schrifttum kannte sie genau.

Waren die Schülerinnen zu Bett gegangen, nahm mit fortgeschrittener Stunde die Intensität der Gespräche und Diskussionen zu mit Gästen und Mitarbeitern. Mutter Henschel schlief meist nur 4 bis 5 Stunden. Sie sagt: «Hunger und Schlaf reduzieren sich bei den erlesensten Individuen auf ein Minimum. Der Mensch kann fast ohne Schlaf, fast ohne Nahrung leben.»

Mit 75 Jahren war ihr Körper noch so locker wie der eines Kindes. So fiel sie in Clavadel einen ganzen Treppenstock hinunter, immer wieder aufschlagend, bis auf die Treppenruhe. Dort stand sie auf, liess sich auf die Strasse führen und ging allein nach Hause.

Ihre Aussprüche ergaben sich in den Gesprächen aus der jeweiligen Situation und wurden von Freunden festgehalten. Sie kamen aus dem Moment, denn Mutter Henschel lebte ganz der Gegenwart.

Die jüngere Generation ist kaum mehr mit so ganzheitlichen, starken, auch vitalen Kräften ausgestattet. Dies mag mit ein Grund sein, weshalb wir viel leichter in eine Haltung der Relativität, des Psychologisierens gleiten sind und die Dinge mehr vom Seelischen her betrachten und beurteilen. Leicht geschieht es dann, dass «das Kranke geübt und das Schwache geschont wird statt das Kranke geschont und das Schwache geübt.» Wirkliche Heilung geschieht nur durch den Geist und deshalb sind wir so dankbar um Erscheinungen wie Muter Henschel, die Höhen und Tiefen erkannte: «Weiss ist die Summe aller Farben in Bewegung. So ist mein Anschein moralisch. Lege ihn auseinander, und du wirst alles Böse in der Möglichkeit anwesend finden. Eben das macht mich zum Erzieher.

Kein Verbrechen, um das ich nicht wüsste. Daher die Milde, die Güte — daher die Strenge, welche zuruft: Bewege dich, so bist du weiss.

Diese geforderte Bewegung besteht nicht in ruhelosem Tätigkeitsdrang, in Betriebsamkeit. — Diese empfand sie als unweiblich — sondern in einem stetigen Ueben: einerseits heiter dienender Einsatz im Alltag, anderseits ständige innere Wachheit. Ruhe nach innen, Liebe nach aussen.»

Uns zum Trost: Auch sie kam erst durch viele Kämpfe, im reiferen Alter zu dieser Klärung, zu diesem Durchbruch in den dritten Kreis:

Die errungene Freiheit ist die Frucht ungemessner Bemühung. Die Frucht löste sich vom Stamm — sie fällt...

Dies ist der Augenblick! Wer ihn erlebt, fühlt augenblicklich, dass er los sei. Ihm kann der Zustand dieses Losgelöstseins nie mehr verloren gehn.

Im ersten Kreis heisst es: Alter — welkes Leben.

Im Dritten: Alter — ab 60 Jahre — neue Blüte, letzte Reife.

Der ist frei, der durch die eigene Ordnung so gebunden ist, dass er das Wählen-Müssen nicht kennt.

Schopenhauer sagt: Moral predigen ist leicht, Moral begründen schwer.

Mutter Henschel hat mit ihrem Leben Moral begründet. Dieses Erbe tut unserer Zeit not, wo so vieles an sittlichen Werten in Frage gestellt ist. Doch erschliesst es sich nur dem, dem es wieder ums Begründen und nicht ums Predigen geht.

Margrit Kaiser-Braun

DITZLER
CONFITÜREN
munden wie «hausgemachte»!
Generalvertrieb:
Lüchinger & Cie. AG., Eier-Import.
Basel, Zürich, Bern, St. Gallen, Luzern, Buchs

Zwei gegen einen

«Zwei gegen einen» ist der Titel einer Radiosendung der BBC in ihrem deutschsprachigen Dienst. Jedesmal sind zwei Engländer vor dem Mikrophon, die die Mängel kritisieren, denen sie in einem Lande begegnet sind. Aber das betreffende Land stellt seinerseits einen Verteidiger, der die Angriffe zu widerlegen sucht. So entsteht eine recht lebendige und lehrreiche Diskussion, die für alle Hörer von hohem Interesse ist.

Am 4. August war die Schweiz das Ziel dieser Sendung. Als Leiter und gleichzeitig als Verteidiger der Eidgenossenschaft wirkte Dr. Egli, der die Einwürfe eines Engländers und einer Engländerin zu widerlegen hatte. Was dabei besonders angegriffen wurde, waren die schweizerische Neutralität, der ungeheuer entwickelte Geldsinn und das brave, etwas langweilige Gehaben der Schweizer. Man darf sagen, dass Dr. Egli seinen Widersachern manche gute Antwort gab und auch in manchem zustimmen musste. Aber was uns hier am meisten interessierte, war die erste in der Diskussion gestellte Frage, die die «Vorsintflutliche Behandlung der Schweizerinnen» betraf. So und nicht anders drückte sich die temperamentvolle Engländerin aus, als sie sich über die Entrechtung der Frauen in der Schweiz äusserte, denen noch immer kein politisches Stimmrecht zukommt. Es ging dabei hart auf hart, denn Dr. Egli erwies sich als hartnäckiger Gegner des Frauenstimmrechtes und kam mit allen jenen längst widerlegten Argumenten daher, die durch ihre Wiederholung nicht an Wahrheitsgehalt gewinnen. Natürlich fehlte es dabei auch nicht an Ueberteibungen; so meinte Dr. Egli, man könne von den Frauen nicht verlangen, jede Woche — ja jede Woche! — zu einer Abstimmung zu gehen. Und vor jeder Abstimmung müsse man dicke Hefte und Broschüren lesen, denn dies erfordere die Demokratie. Ausserdem sind die Schweizerinnen zufrieden mit ihrem Los und die grosse Mehrheit wolle gar kein Frauenstimmrecht. Viele Frauen verstünden es auch, ihren Einfluss über ihre Männer geltend zu machen. Die Frauen sind auch gar nicht vom politischen Leben ausgeschlossen, denn sie dürfen sich in der Fürsorge für die Waisen betätigen.(!!!)

Kein Wunder, wenn ihn seine Gesprächspartnerin als Tyrann bezeichnete und Dr. Egli mit den Worten schloss, er sei ein unverbesserlicher Schweizer. Hoffentlich wird es gelingen, wenigstens die übrigen Schweizer zu «verbessern» und das nächste Mal einen solchen vor das Londoner Mikrophon zu stellen, damit unser Land sich nicht vor der ganzen Welt als politisches Fossil blamiert. Be.

Merkwürdig!

Wir lesen in Nr. 168 des «Tagblatt der Stadt Zürich» folgende Notiz:

Das Strafgericht Bern hat einen Beamten der Bundeszentralverwaltung wegen Veruntreuung zu 12 Monaten Gefängnis bedingt verurteilt. Der Angeklagte, der sich in 30 Jahren Dienst aus einer der untersten Besoldungsklassen bis in eine der höchsten hinaufgearbeitet und dazu auch die Kassenverwaltung eines grösseren Sportvereins übernommen hatte, vergriff sich an zwei Depots von 3500 und 500 Franken; ausserdem verbrauchte er für seine privaten Bedürfnisse nahezu 6000 Franken, welche ihm Bürokollegen zur Einlage in eine Steuerreservekasse und zur Bezahlung von Versicherungsprämien übergeben hatten. Bei der Bemessung der Strafe trug das Gericht der leicht verminderten Zurechnungfähigkeit des Angeklagten und dem Umstand Rechnung, dass er in bereits vorgerücktem Alter seine Lebensstellung verloren hat.

Und wir wundern uns darüber, dass ein Mann in der Bundeszentralverwaltung trotz «leicht verminderter Zurechnungsfähigkeit» bis in eine der höchsten Besoldungsklassen aufsteigen kann. Was doch Männer für wunderbare Entwicklungsmöglichkeiten haben — wo Frauen mit voller Zurechnungsfähigkeit prinzipiell «unten» gehalten werden. Seltsames Land der Freiheit und Gleichheit für alle!

Politisches und anderes

Keine Erhöhung der amerikanischen Uhrenzölle

Präsident Truman hat die Empfehlung der «Tarifkommission» auf Erhöhung der Uhrenzölle um 50 Prozent abgelehnt. Diese Nachricht wurde durch den Bundesrat und die schweizerische Uhrenindustrie mit grosser Befriedigung und Genugtuung aufgenommen.

Anschaffung von Kriegsmaterial für unsere Armee

Der Bundesrat hat beschlossen, eine Kommission nach den Vereinigten Staaten zu entsenden zur Abklärung der Möglichkeit von Kriegsmaterial-Ankauf. In diesem Zusammenhang dementierte das Eidgenössische Militärdepartement die Behauptungen der kommunistischen Presse, dass die beabsichtigten Kriegsmaterial-Käufe der Schweiz von amerikanischer Seite sowjetfeindliche Bedingungen auferlege.

Die intergouvernementale Urheberrechts-Konferenz in Genf

Am vergangenen Montag wurde in Genf im Palais des Nations eine von der Unesco organsierte intergouvernamentale Urheberrechts-Konferenz eröffnet. Die Aufgabe der Konferenz ist, eine Welturheberrechts-Konvention auszuarbeiten. Die Konferenz wählte zum Präsidenten den Chef der schweizerischen Delegation, Dr. Plinio Bolla.

Die chinesisch-russischen Verhandlungen in Moskau

Radio Moskau hat bekanntgegeben, dass eine Delegation der kommunistisch-chinesischen Regierung in Moskau eingetroffen ist, um die Entwicklung der weiteren Zusammenarbeit zwischen den beiden Ländern zu besprechen und ihre Freundschaft zu stärken. Der Delegation gehören an der Ministerpräsident und Aussenminister Tschou En-Lai und eine Anzahl von weiteren Ministern. Das diplomatische Korps in Moskau misst dem chinesischen Besuch grosse Bedeutung zu.

Moskau gegen österreichischen «Kurzvertrag»

Nach einer Mitteilung des amerikanischen Staatsdepartements hat Moskau den Vorschlag der Westmächte über den Abschluss eines gekürzten österreichischen Staatsvertrages zur Beendigung der Besetzung Oesterreichs abgelehnt. Die Sowjetregierung hat sich bereiterklärt, weitere Besprechungen über den Staatsvertrag für Oesterreich zu führen.

Die neuen Abrüstungsvorschläge der Westmächte

Die Vereinigten Staaten, Frankreich und England haben eine Konferenz der drei Westmächte mit Russland und China vorgeschlagen. Auf dieser Konferenz soll nach vorheriger Annahme des Grundsatzes einer Höchstgrenze für die Truppenbestände eine Einigung über die Verteilung der Truppenkategorien, sowie der Quantitäten der Waffen und über das Verbot der Waffen für Massenzerstörung erreicht werden.

Keine Einigung über die Dienstdauer der Europa-Armee

Die sechs Mitglied-Staaten der europäischen Verteidigungsgemeinschaft scheiterten bei ihrem Versuch, eine einheitliche Dienstdauer für die Europa-Armee festzusetzen.

Rakosi zum Ministerpräsident Ungarns gewählt

Der Generalsekretär der ungarischen Kommunistischen Partei und bisherige Vizeministerpräsident Mathias Rakosi ist anstelle von Istvan Dobi zum Ministerpräsidenten gewählt worden.

Das Haus der europäischen Gemeinden in Genf

In der Villa Moynier in Genf wurde das Haus der europäischen Gemeinden eröffnet. Das Haus soll ein europäisches Studienzentrum für Gemeinde- und Städteplanung bilden und auch der Ort der Zusammenkünfte der Stadtpräsidenten Europas sein.

Die Schweiz bestorganisiertes Touristenland der Welt

Der bekannte amerikanische Weltreisende und Gastronom Maurice Dreicer hat dem auf Simplon-Kulm in den Ferien weilenden Bundesrat Escher das goldene «T» des Tourismus überreicht, womit er öffentlich dokumentieren wollte, dass er die Schweiz als das bestorganisierte Touristenland der Welt betrachte. cf.

Gediegene Handarbeitsleinen, echtroh und farbig
sowie die dazu passenden Stickgarne
Arte del Ticino
Kunstgewerbe - Handgewebe
Stampfenbachstr. 42, Zürich, Telephon 28 59 55

---

jugendlichen Schwärmereien und Huldigungen an die Dichterin und wieder entschuldigte sie sich, dass sie mir keinen Besuch gestatten könne. «Sie ist so viel schwach und auch gar nicht mehr «in den Toiletten» (sie meinte nicht gut angezogen!) sie kann wirklich nicht empfangen».

Wie um mich zu trösten, zog mich die Zilli in ein Zimmer, von dem sie flüsternd erzählte, das sei das Speisezimmer gewesen, aber seit 1911 habe die Baronin hier gearbeitet. Es ist ein sehr hoher, dunkler Raum mit schweren Vorhängen am einzigen, schmalen Fenster. In der Mitte steht ein grosser Tisch, dessen ganze Platte dicht bedeckt ist mit Schriften, Büchern und Briefen. Ein Kruzifix und zwei hohe Kerzen stehen zwischendrin. An den Wänden sind Bücher bis zur Decke aufgestapelt, Bücher und Zeitschriften, die sicher jahrelang nicht berührt wurden. Die Zeit liegt wie mit einem Modergeruch auf den unbenützten Möbeln und dem vielen Papier. Das Zimmer könnte einem lange verstorbenen Menschen gehört haben. Zilli erzählt, es sei seit drei Jahren nicht mehr geheizt worden. Ihre Pietät hütet es wie ein Museum. Sie streicht über die hohe Stuhllehne und sagt: «Da hat sie oft gesessen, wenn ich morgens früh aus der Messe gekommen bin. Nächtelang hat sie an den Romanen geschrieben.»

Als sich im Zimmer nebenan eine Stimme vernehmen liess, ging Zilli hinüber. Allein gelassen, habe ich dem Wunsche nicht widerstehen können: Ich setzte mich für einen Augenblick auf den Stuhl der Handel-Mazzetti, und mir war, ich sei wieder jung und verliebt in ihre Helden wie damals. Ich wollte etwas wie einen Dank abstatten, aber ich fand kein Wort. Es war nur sehr feierlich in mir und ein wenig wehmütig.

Später hat mir Zilli noch von den schweren Tagen des Krieges erzählt, von den Bomben, die rückwärts im Hofe fielen und wie die Frau Baronin gelitten habe. Politisch sei sie nie interessiert gewesen, und vom Stimmrecht habe sie still und unauffällig Gebrauch gemacht. Zur grossen Volksbefragung in der Hitlerzeit sei sie mit ihr zum Wahllokal gegangen, den Wagen verschmähend, den die Partei der damals schon kränklichen Baronin geschickt habe.

«Sie hat immer nur ihrer Arbeit gelebt», sagte die alte Dienerin von ihrer noch älteren Herrin. «Was sie für ihr Vaterland getan hat, das ist einzig dastehend. Und dabei war sie immer so zart und bescheiden. Zu ihrem 80. Geburtstag im vergangenen Jänner ist sie geehrt und beschenkt worden wie ein Staatsmann. Aber sie hat nicht zur Feier gehen können; man hat die Blumen bergweise ins Haus gebracht. Die gnädige Frau Baronin hat sich daran gefreut, gewiss, aber sie schaut halt alles wie von ferne an.»

Wie sie das meine, fragte ich die kluge Jungfer. Und sie antwortete: «Ja sehen's, die Frau Baronin hat die Menschen kennen gelernt in ihrem langen Leben. Darum nimmt sie Dank und Anerkennung gelassen hin. Es kommt niemand mehr ganz nahe an sie heran. Sie ist recht allein und einsam, die Gnädige.»

Lebhaft und sehr interessiert sprach Zilli von der Schweizer Ausgabe des Handel-Mazzetti-Werkes im Rex-Verlag Luzern. Sie ist gut informiert über die Angelegenheit und freut sich, dass die «liebe Gnädige» auch im Ausland so bekannt ist. Die Schweiz, sagt Zilli, hätte sie noch sehen mögen. Sie habe immer so einen Drang in die Ferne gehabt! Aber das sei nun vorbei, denn seit Jahren getraue sie sich nicht mehr fortzugehen, aus Angst, es könnte ihrer Herrin etwas passieren.

Eben, als ich gehen wollte, geschah das Unerwartete: Die Türe öffnete sich von innen und in ihrem Rahmen stand Enrica von Handel-Mazzetti! Klein, zierlich, mit dem von ihren Bildnissen bekannten Spitzentuch über dem weissen Haar war sie die Verkörperung dessen, was ich durch Jahre erwünschte: Ich begegnete der Frau, die meine Jugend unsagbar bereichert und beglückt hatte. Sie sah mich an und lächelte. Und ich war verlegen wie ein junges Mädchen. Eine Entschuldigung stammelnd, zog ich mich zurück, und Zilli schloss die Türe zwischen uns.

Wie von einem grossen Geschenk beglückt, ging ich davon. Das alte Haus an der Spittelwiese zu Linz war nun dennoch in den Zauberkreis meiner einstigen Träume gerückt, denn mehr hatte ich ja vom imaginären Schlosse nie erwartet, als dass ich in ihm die Frau sehen würde, die einst mein Herz durch ihre Kunst eroberte.

Maria Dutli-Rutishauser

Hände sprechen die Wahrheit

Als meine Mutter ein junges Mädchen war, unterrichtete sie an der Taubstummenschule in Cave Spring. Sie selbst konnte zwar hören und sprechen, und auch mein Vater, der an der gleichen Schule tätig war, konnte es; dennoch unterhielten sich die beiden häufig ebenso rasch in der Zeichensprache der Finger, wie sie sie ihren Zöglingen beibrachten. Sie wurden von den Schülern sehr verehrt und als sie eines Tages entschlossen waren, einen Posten in einem Institut in Birmingham anzunehmen, gab es auf dem kleinen Bahnhof von Cave Spring eine rührende, teils hörbare, teils mit Gesten bekundete Abschiedsszene.

Im Birminghamer Haushalt waren wir unser fünf Kinder. Ich war das jüngste. Es kam uns allen ganz natürlich vor, dass unsere Kinderfrau, die uns während der beruflichen Inanspruchnahme der Eltern betreute, stumm war, ebenso deren kleine Tochter, die mit uns zusammen aufwuchs. Wir konnten alle genau so gut mit unseren Fingern sprechen wie mit unserer Zunge, und während sich Vater und Mutter bei Tisch unterhielten, taten wir es in der Zeichensprache. So störte keines das andere. Auch beim Aufgabenmachen am Abend sprachen wir selten laut, sondern wir trugen auswendig gelernte Gedichte oder was es sonst zu memorieren gab, in der Zeichensprache vor.

Mein Vater war von hohem, schlankem Wuchs und er trug, wo er ging oder stand, einen schwarzen Filzhut mit breiter Krempe und eine schwarzseidene Krawatte. Er war von Natur aus still und der Umgang mit den Stummen gab ihm den Anschein eines etwas weltfremden Mannes, der nichts von Geschäften im landläufigen Sinne verstand und auch nicht gerne etwas damit zu tun haben wollte. Er kannte Land und Leute in der Umgegend, den Wald und die Tiere darin, doch Geld blieb ihm immer ein Rätsel. Er gab sein ganzes ererbtes Vermögen recht freigebig aus, verschwendete es beinahe, als ob er immer noch auf dem grossen Gut seiner Vorfahren lebte.

Jeden Sonntagnachmittag nahm er uns Kinder auf einen Spaziergang durch den Wald mit. Wir benützten die Strassenbahn bis zur Endstation und schlugen dann den Weg zum «roten Berg» ein. Wir wussten, der Vater würde nun ein Stück weit dem schmalen Waldweg folgen, um dann, an irgend einer willkürlich gewählten Stelle, langsam waldeinwärts zu wandern, er voraus, wir Kinder im Gänsemarsch hintendrein. Manchmal sah ich zu ihm auf und er lächelte mir still zu. Selten sprach er während unserer Wanderungen. Seine Hände hielt er gefaltet auf dem Rücken.

Eines Sonntagnachmittags, ich mochte etwa acht Jahre zählen, ging ich wieder hinter ihm drein und

Frauen in der Schweizergeschichte

II. Anna Ziegler

So mannigfaltig auch die frühe Geschichte unseres Landes Beispiele von Mut und Entschlossenheit bei kriegerischen Ereignissen aufweist, so ergaben sich doch hin und wieder, bei plötzlichen, schwierigen Entscheidungen, Situationen völliger Kopflosigkeit. Wenn dabei grösseres Unheil und unabsehbare Folgen vermieden werden konnten, war es merkwürdigerweise nicht selten der Geistesgegenwart einer Frau zu verdanken.

Eine Episode dieser Art spielte sich im Jahre 1443 während des alten Zürichkrieges ab. Die aufblühende Stadt Zürich hatte die ständigen Geldverlegenheiten der benachbarten Edelleute geschickt benutzt, um sich deren Ländereien zu erwerben und so ihren Machtbereich fortwährend erweitert. Aber auch der Stand Schwyz zeigte grosse Lust, nach Gebietserweiterungen, und es begann daher zwischen den beiden Orten ein Wetteifern in der Ausbreitung ihrer Hoheitsrechte. Der gemeinsame Nachbar, der mächtige Graf von Toggenburg, hatte beiden Orten, da er selbst kinderlos war, Hoffnungen auf seine Hinterlassenschaft gemacht. Kaum war er gestorben, entbrannte zwischen Schwyz und Zürich der heftigste Streit um das beidseitig beanspruchte Land Gaster am obern Zürichsee. Damit begann eine der ernstesten und traurigsten Epochen der Alten Eidgenossenschaft. Dieser Bruderkrieg wurde umso erbitterter, als Zürich beim Erbfeind der Eidgenossenschaft, bei Oesterreich Hilfe suchte und fand. Eines der blutigsten Treffen fand bei St. Jakob an der Sihl statt. Die Uebermacht der Eidgenossen zwang die Zürcher, sich zurückzuziehen, wodurch eine Verwirrung entstand, und alles nach den Stadttoren zu flüchtete, von den Siegern ungestüm verfolgt. Vor dem geschlossenen Rennwegtor entstand ein furchtbares Gedränge und Gemetzel. Als es auf das verzweifelte Rufen der Verfolgten endlich geöffnet wurde, drängte man sich in die Stadt hinein. Niemand schien zu bemerken, dass in diesem Durcheinander auch der Feind immer zahlreicher das offene Tor passierte. Schon hatte es den Anschein, als ob Zürich von den Eidgenossen im Sturm genommen würde, als die Zürcherin Anna Ziegler die drohende Gefahr blitzschnell erkannte und geistesgegenwärtig sich mutig den Zugang zum Fallgatter verschaffte und es herunterliess. Ihr ist es zu verdanken, dass Zürich vor einer gänzlichen Niederlage und Besetzung bewahrt wurde. *M. M.*

«Das kann mir nicht passieren . . .»

Wenn wir unsere schmutzig gewordenen Vorhänge abnehmen, um sie einer gründlichen Reinigung zu unterziehen, wenn wir die Fensterscheiben klarreiben, um recht viel Sonne hereinzulassen, dann ist der Augenblick gekommen, da wir auch unserem inneren Menschen einige Aufmerksamkeit schenken sollten, um allem, was muffig und trüb ist, den Garaus zu machen. Und wie gut wird es uns überdies tun, in die Geschäftigkeit dieser Putztage eine ruhige Stunde einzuschalten.

Leuchten wir mit einem Laternchen in die innern Winkel unseres Herzens und dulden wir keine Spinnweben und keinen Flecken, so wenig wir sie in unserem Heim dulden würden. Nun, wenn wir ehrlich sind, wir werden zunächst erschrecken, was da an so kleinen, hässlichen Gefühlen lauert und sich breit gemacht hat, und was wir überdies für einen erklecklichen Vorrat an billigen Schlagworten auf Lager haben, Schlagworte, wie wir sie so gerne bei jeder mehr oder weniger passenden Gelegenheit benutzen, weil es ja entschieden bequemer ist, sich ihrer zu bedienen als sich ein eigenes und selbständiges Urteil zu bilden. Jeden Tag führen wir sie im Munde, angefangen mit dem pharisäerhaften «bei uns macht man das so . . .», bis zu dem noch weniger schönen Satz: «Das kann mir nicht passieren . . .».

Beschränkten wir uns darauf, jene Aeusserung dann anzuwenden, wenn es sich um ein häusliches Missgeschick der Nachbarin oder der Schwiegertochter handelt, so wäre es nicht so schlimm, obwohl es auch in solchen harmlosen Fällen entschieden angebrachter wäre, unseren Rat oder unsere Hilfe in taktvoller Weise anzubieten, anstatt uns überheblich für unfehlbar zu erklären. Warum nur lassen wir uns aber auch bei dem Studium der Gerichtsberichte in den Zeitungen so gerne zu jenem hässlichen Ausruf hinreissen?

Denken wir lieber einmal einen Augenblick nach. Vielleicht kann es uns ja wirklich nicht passieren, dass wir Geld unterschlagen, oder stehlen, oder uns sinnlos betrinken.

Doch ist das ausschliesslich unser Verdienst? Gehen wir, anstatt so stolz auf unsere Unfehlbarkeit zu pochen, einmal den Ursachen nach, die den Mitmenschen schuldig werden liessen, denken wir daran, dass wir ein rechtes Heim haben, dass unser Ehemann ein geregeltes Einkommen bezieht, dass wir einen soliden Gatten und gutgeartete Kinder unser eigen nennen. Nehmen wir unsere Phantasie ein wenig zu Hilfe, denn es ist ja gar nicht etwa Herzlosigkeit, sondern der Mangel an Vorstellungskraft, dass wir uns nicht auszumalen vermögen, wie es in einem von vornherein zu kurz gekommenen Menschen aussehen mag, denn um solche handelt es sich, doch jedenfalls in der Mehrzahl.

Anstatt also zwischen unangebrachtem Mitleid und kalter Ueberheblichkeit hin- und herzuschwanken, wollen wir doch stets daran denken, dass wir alle nur schwache Menschen sind, die straucheln können. Seien wir dankbar, dass die Versuchung bisher nicht an uns herantrat, öffnen wir die Fenster zu unseren Herzen und zu unserer Seele weit, um recht viel gute Gedanken hereinzulassen und beweisen wir unsere Dankbarkeit, indem wir jenen helfen, die unserer Hilfe bedürfen, im grossen wie im kleinen, jeder auf seine Art und an seinem Platz. Damit werden wir auch der Allgemeinheit einen weit besseren Dienst erweisen, als wenn wir lediglich in unfruchtbarer Kritik verharren. *Marisa*

Erntedank

«Es isch e schöne Zyt, wenn me cha ärne», sagte eine fleissige, jedoch schon bejahrte Bäuerin. Auch die grosse Hitze vermochte der dankerfüllten Freude an der Ernte keine Einbusse zu bringen. Da stand die Frucht, goldgelb und aufrecht und die ausgesprochen günstige Witterung half die diesjährige Ernte in kürzester Frist unter Dach zu bringen. Mancherorts wurde die Arbeit durch die Fortschritte der Technik auf das Erdenklichste erleichtert, indem die Maschine die Hauptarbeit leistete; das Abschneiden der Frucht, das «Nache-legge», dann das Sammeln und schliesslich das Binden der Frucht. Da wurden dann die Garben zu Puppen zusammengestellt auf den Feldern und es war ein einzigartig schöner Anblick. Doch leider, oder sollen wir sagen — gottlob — ging das Erntewerk nicht überall so «ring» vonstatten. Und zwar da, wo die Sichel und die Sense sich nach wie vor behaupten, namentlich an den steilen Aeckern der Bergbauern, da wo an den obersten Halden dem kargen Erdreich das Brot abgerungen wird. Aber auch die Sense kommt immer noch zu Ehren bei kleineren Arealen, wo eine Mähmaschine nicht wohl «z'chehr» kommt, oder wo sich der Besitzer des Ackers mit allem Vorsatz an die biblische Losung hält, die ihm gebietet, sich die Mühsal des Ackers nicht verdriessen zu lassen, weil sie dem Bauer von Gott verordnet sei. Doch vollziehe sich nun die Ernte-arbeit an steiler Halde, oder auf einem weitgedehnten Ackerfeld, so dürfen wir sagen, dass sie für alle Beteiligten ein reiches Erlebnis bedeutet. Man muss im Bauernstande aufgewachsen sein und mit demütigem, kindlichem Sinn, ohne eigener Verdienste bewusst, um ein inniges Danken für jede Garbe als Zeichen der Liebe zu empfinden.

Ein sichtbares Zeichen der Dankbarkeit der Bauersleute ist die «Sichleten», wobei dem sozialen Wohlfahrtsgedanken gleichzeitig Rechnung getragen wird. Hierüber bestanden sogar altüberlieferte Rezepte. So erhielt nach den Aufzeichnungen einer alten Familienchronik beim Kücheln für dieses Opfermahl, nach einer bestimmten Reihenfolge das erste und das zweite Küchli, die aus der rauchheissen Küchlipfanne herausgehoben wurden, der Hund und die Katze. Die nachfolgenden Küchli wurden vor das Haus getragen und dem gerade zufällig des Weges kommenden bedürftigen Menschen zum Essen angeboten. Eine beträchtliche Anzahl dieser herrlichen «Rüschtig» sei verschenkt worden mit dem schönen Gedanken, dass, wer zu kücheln vermöge, auch andern, Mensch oder Tier etwas gönnen soll. So habe es auch die Hubel-Gotte immer gehalten, die zwar ob ihres Husligseins mehr verschrien als berühmt gewesen sei. Früher mehr als heute, war die Sichleten ein Haupttag im Bauernleben gewesen, vor allem auch durch die im Vergleich zu früher bessere Lebenshaltung. Die Ansprüche der Lebenshaltung haben sich heute wesentlich gesteigert. Es ist nicht mehr alles so, wie zu Gotthelfs Zeiten. Die bildhaften Schilderungen jener Zeitverhältnisse treffen nicht mehr einwandfrei zu, wenn gesagt wurde:

«Einem armen Tauner (Taglöhner) und seinem Weibe, welche das ganze Jahr durch sogar noch die Erdäpfel sparen müssen und kein Brösmeli Fleisch sehen, ist eine Sichleten, da der Wein und zwei- oder sogar dreiergattig Fleisch und Chüechleni genug sind, wirklich wie ein Tag aus dem tausendjährigen Reich, ein Tag, auf den sich die Leute das ganze Jahr freuen, und traurig sind, wenn er wieder vorüber ist. Selbst der Geizigste schämt sich, an diesem Tag zu «schmürzelen», und wenn es ihn schon reut, so verbirgt er es. Es ist eine christliche Opfermahlzeit. Der Geber aller guten Dinge hat wieder seine Hand aufgetan, den Fleiss des Landmannes gesegnet, den Schoss der Erde fruchtbar gemacht. Und es ist erstaunlich, was dann die Helfer alle nicht nur auf dem Ernteacker bei der Arbeit zu bewältigen vermögen, sondern auch am Tisch, wenn sie brav «yne-lige». «Mi muess si dänk lyde», wird der Aufforderung zum Essen und Trinken Gefolgschaft geleistet. Gewöhnlich geht es recht fröhlich zu an einer Sichleten, dazu löst auch der Sichleten-Wein die Zungen. Sobald der Handörgeler, manchmal ist es auch ein Meitschi, zu einem lüpfigen Walzer oder Polka aufspielt, haben die Jungen kein Sitzleder mehr. Die Alten, wenn sie kein besonderer Kummer drückt, lassen der Freude ihren Lauf. Es ist ja nur einmal im Jahr Sichleten und ihre Anteilhaberschaft will durch fleissige Arbeit verdient sein. *M. S.*

Weitere Gedanken zu den Jungbürgerfeiern

Meiner Meinung nach weist Rolf W. nicht auf den richtigen Weg. Mit Täubelen hat man noch nie etwas erreicht. Im ersten Augenblick erscheint es wohl sinnlos, öffentlich die Volljährigkeit der Jungbürgerinnen zu feiern, die ja im Staate politisch doch nichts zu sagen haben. Aber wenn man etwas weiter denkt, sieht man doch sofort, dass für den Staat die Gesinnung der Bürgerinnen ebenso wichtig ist, auch wenn sie nicht so direkt zum Ausdruck kommt. Denken wir nur an den Kriegsfall, oder dass sie Mütter der Staatsbürger von morgen sein werden. Der Staat hat also alles Interesse daran, dass auch die Frauen gute und aufgeschlossene Staatsbürgerinnen sind. Und was könnte den jungen Mädchen mehr zeigen, dass das Land auf ihre Arbeit zählt, als die feierliche Ueberreichung des Bürgerbriefes? Durch dieses Erlebnis hoffen wir auch unsere jungen Mädchen mehr für die Fragen der Oeffentlichkeit zu interessieren und ihr Verantwortungsbewusstsein dem Staate gegenüber zu stärken. Durch diesen Akt wird sicher manche Behörde und manche junge Tochter auch zart darauf aufmerksam gemacht, wie unnatürlich es doch ist, dass nur die männlichen Teilnehmer von ihnen stimmen können.

Deswegen hat die Frauenzentrale des Kantons Solothurn alle Gemeinden dazu aufgefordert, und ihre Anregung ist auf guten Boden gefallen. Einige Gemeinden, die die Feier in unsrem Sinn durchführen, schrieben uns, dass sie sie nie mehr missen möchten. Andere nahmen unsere Anregungen auf und baten uns sogar um Angabe passender Geschenkliteratur für die Töchter. Wir werden den Boden weiter beackern, und ich möchte die Frauen in den andern Kantonen dazu aufrufen, dasselbe zu tun, auf dass dieser schöne Brauch bald Tradition werde im ganzen Schweizerland. **L. Stamm**

Praktische Wege der Kindererziehung

Die österreichischen Kindergärtnerinnen stellen um

Von einer erfahrenen Kinderpsychologin am Pädagogischen Seminar der Universität Wien wird das dritte Lebensjahr des Kindes als Krisenjahr bezeichnet. Zu dieser Zeit entwickelt sich nämlich die Phantasie und der Wille des Kleinkindes selbständig. Das Ich und das Du wird erstmalig klar bewusst. Von der äusseren Welt der Eindrücke, die es immer mehr aufzunehmen und zu erfassen beginnt, reagiert das Kind in ständiger Wechselbeziehung zurück auf sich selbst. Es ist daher ungemein wichtig, dass bereits zu diesem Zeitpunkt die bewusste Erziehung des Kleinkindes einsetzt. Neben der elterlichen Erziehung auch die des Kleinkindergartens, wo besondere Umstände eine so frühe Aufnahme des Kindes in einen solchen bedingen, wie dies ja zum Beispiel wegen häuslicher und familärer Verhältnisse in Oesterreich oft der Fall ist.

Diese wichtige Erkenntnis pflegen daher in besonderer und moderner Weise die 551 öffentlichen und 469 privaten Kindergärten im Lande. (Seit dem Kriege ist ihre Anzahl sprunghaft gestiegen.) Daher sind nicht nur neue und verschiedene Typen von Kindergärten und Kinderhorten in Oesterreich entstanden. Auch die pädagogischen Richtlinien, nach denen das Kind im vorschulpflichtigen Alter unterrichtet und beschäftigt wird, sind andere als früher. Denn die österreichische Vorkriegserziehung im vorschulpflichtigen Alter hat sich bis 1938 mit den üblichen Methoden der Spiel- und Freizeitbeschäftigung des Kleinkindes befasst. Allseits bekannte Methoden, wie wir sie aus unserer eigenen Kindergartenzeit her noch in Erinnerung haben. Spielen mit verschiedenen leichten manuellen Behelfen, wie Körbchen ausnähen für Mädchen, Stäbchen legen und Vorlagen ausschneiden für Buben. Dann Verslein aufsagen, Kinderreime auswendig lernen und kleine Theateraufführungen abhalten. Das war alles ganz gut zu einer Zeit, in der der Bestand der Familie nicht so bedroht war wie heute in Oesterreich. Wo neben dem damals seltenen Einkind auch noch zweite und dritte Kinder in der gesunden, abhärtenden Umgebung von Geschwistern und gesunden, natürlichen Eltern heranwuchsen. Wo Platz genügend da war — Wohnplatz, der heute am meisten mangelt in den österreichischen Grosstädten. Wo auch der heutige Standardtyp der berufstätigen Frau und Mutter nicht vorkam, weil der Vater als Alleinverdiener die sozialen Lasten der Familie tragen wollte oder konnte. Damals kamen dem Kindergarten, in den man vier- bis fünfjährige Kinder für einige Stunden des Tages schickte, lediglich pflegerische und bewahrende Funktionen zu.

Heute aber sind die Anforderungen an die Familie und damit an die Frau und Mutter grundsätzlich andere. Heute ist die Frau, vielfach zwangsweise, aus der Familie hinausgetreten, ihr Kind kann notgedrungen nicht mehr von ihr allein als Bewahrerin der Familie Erziehung und Leitung fürs Leben erwarten. Wie oft täte sie dies gerne, hat aber keine Zeit dazu. Der umgekehrte Fall: manchmal hätte sie Zeit, aber keine sichere Einstellung mehr dazu. In Oesterreich zum Beispiel ist schon aus der Notwendigkeit der vielen, vielen berufstätigen Familien heraus der Typ des Ganztagskindergartens zu einer festen Einrichtung geworden. Wieviele Mütter sind da heilfroh, ihre Kinder gut untergebracht zu wissen gegen ein relativ kleines Entgelt, wenn sie ihrer Berufsarbeit, oft weit entfernt von ihrer Wohnung, nachgehen müssen. In diesen Fällen ist nun besonders die Erziehung des Kindes fast ausschliesslich der Kindergärtnerin anheimgestellt, die ihre Erfahrungen der modernen Zeit entsprechend gewinnen muss, soll sie nicht nur eine Pädagogin dem Namen nach sein. Weil nun die Stellung dieser Kindergärtnerinnen in Ganztagskinderhorten und auch in Halbtagskindergärten vielfach der stellvertretenden der Mutter gleichkommt, ist man zu einer vorzugsweise bildenden Freizeitgestaltung der Kinder bewusst und nach genau ausgewogenen Methoden übergegangen. Die Kinder werden von der rein spielerischen in die «Ernstbeschäftigung» gestellt, wie der Fachausdruck dafür heisst. Das bedeutet soviel, dass von erfahrenen Psychologen und auf Aufgaben mehren sich und rufen einer besseren Differenzierung in der Heimerziehung. Die höheren Anforderungen an das Heimpersonal verlangen aber auch eine gründlichere theoretische und praktische Schulung. — Nach diesen grundsätzlichen Erwägungen widmet sich die Verfasserin der Ausbildung im besonderen, wie sie an unseren schweizerischen sozialen Schulen organisiert ist, wobei immer die Gleichwertigkeit der Ausbildung für offene und geschlossene Fürsorge betont und die Notwendigkeit enger Zusammenarbeit hervorgehoben wird. — Ein weiterer Abschnitt erläutert das Minimalprogramm der Ausbildung B, das neben Theorie und Praktika der Equipenarbeit besondere Aufmerksamkeit schenkt. Zusammen mit den Praktikumsleitern soll die Vorbereitung vertieft und durch Erfahrungsaustausch zum Wohl des Hilfsbedürftigen bereichert werden. — Diese Schrift sei Berufsberatern, aber auch Heimleitern wie Versorgern wärmstens empfohlen. *K. L.-G.*

sah, wie seine linke Hand das Gelenk der Rechten umfasste, während er mit der freien Hand eine Art Selbstgespräch führte. Ich begann ganz mechanisch zu lesen, was seine Hand sagte. Es handelte sich um meine Onkeln Asa und Jim, und mein Vater erinnerte sich in der Zeichensprache daran, dass er Onkel Asa unbedingt schreiben wollte.

Unser Familienleben war bisher ausserordentlich glücklich und in Eintracht verlaufen. Aber von einem gewissen Zeitpunkt an tauchten Schatten auf; die Mutter machte manchmal ein bekümmertes Gesicht und der Vater schien noch mehr in sich gekehrt als sonst. Die älteren Geschwister begriffen, dass etwas nicht stimmte, aber ich selbst war noch zu klein, um es zu verstehen. Eines Sonntagnachmittags nun, als wir wieder mit dem Vater spazieren gingen, las ich die Worte, die seine Finger in die Luft schrieben. Ich verstand ihren Sinn zwar nicht, aber ich konnte die Worte «Fehlschlag» und «Geld» und «Schulden» entziffern, die in seiner Zeichensprache immer wiederkehrten. Andere Ausdrücke merkte ich mir ebenfalls, aber ich wusste mit ihnen nichts anzufangen. Als wir heimkamen, fragte ich die Mutter, was «Bankrott» bedeute und ein anderes Wort, das ich bisher nie gehört hatte, hiess «Selbstmord». Ich nahm meine Finger zu Hilfe, um es der Mutter zu buchstabieren. Erregt fragte sie mich, wo ich diese Worte gesehen oder gehört habe. «An Vaters Hand», gab ich zur Antwort. Nun liess sie mich ohne eine weitere Aeusserung stehen und eilte zum Vater ins Zimmer und verriegelte die Türe hinter sich. Lange Zeit verharrten die beiden dort drinnen und wir Kinder mussten an diesem Abend allein zu Nacht essen.

Als sie schliesslich zu uns zurückkehrten, nahm mich der Vater auf seine Knie und wir sassen lange Zeit still vor dem Kaminfeuer. Ab und zu tätschelte er meine Hand und einmal drückte er mein Gesicht an seine Wange.

Beim nächsten Spaziergang im Wald begann der Vater nach alter Gewohnheit wieder mit seiner Hand im Rücken Worte zu bilden. Zu Hause fragte ich nachher die Mutter, was «Vertrauen» bedeute. Sie sagte nur: «Frage lieber deinen Vater selber, mein Kleiner.» Ich habe nie vergessen, was er mir damals antwortete. Viele Jahre später, als er schon ein alter Mann war, aber noch immer aufrecht daherschritt, kam es mir wieder in den Sinn, was er über die Bedeutung des Wortes «Vertrauen» zu mir gesagt hatte, nämlich dies: «Vertrauen ist der Wunsch eines Menschen, an Gott glauben zu dürfen, was immer auch kommen mag.»

Aus dem Englischen übersetzt von E. L.

Die Ausbildung von Heimerzieherinnen und Heimleiterinnen

Von A. Hofer, Zürich

(Heft 8 der Schriftenreihe der Schweizerischen Vereinigung Sozialarbeitender, zu beziehen beim Jugendsekretariat Dietikon/Zürich, Preis Fr. 2.—).

Im ersten Teil dieser Schrift gibt die Leiterin der Ecole d'Etudes sociales Genève Aufschluss über die leitenden Prinzipien bei der Ausbildung von Sozialarbeitern und über die Schulungsmethoden in der Schweiz. Sie fasst die Grundelemente beruflicher Sozialarbeit und ihre Anforderungen an die Persönlichkeit des Sozialarbeiters zusammen, betont aber neben den inneren Voraussetzungen vor allen Dingen auch die Notwendigkeit einer guten technischen Schulung. Sie orientiert über das Minimalprogramm (Theorie, Praktika, Diplomarbeit), auf welches sich die Sozialen Schulen Zürich, Luzern und Genf in diesem Sinne geeinigt haben. Dasselbe soll keine starre Norm sein, sondern sich dem besonderen Charakter jeder Schule und auch der Zeit anpassen. — Auch auf internationaler Ebene ist die Ausbildungsfrage an der Tagesordnung. Darüber berichtet der Schluss dieses ersten Teils. Neben dem Internationalen Komitee Sozialer Schulen befasst sich auch eine Studienkommission, organisiert durch das Departement für soziale Angelegenheiten der UNO damit und verlangt für die Ausübung sozialer Tätigkeit eine sorgfältige Auswahl fähiger Persönlichkeiten und neben gründlicher praktischer Schulung eine theoretische Vorbereitung, die, wenn sie auch nicht an einer Universität vermittelt wird, doch Hochschulniveau haben soll. — Die Arbeit ist in französischer Sprache frisch und flüssig geschrieben und da und dort kann der Leser das Wort «feu sacré» einer grossen Liebe zum Fürsorgeberuf durchblitzen sehen.

Die zweite Artikel dieses Heftes von A. Hofer, Leiterin der Abteilung B der Schule für Soziale Arbei widmet sich den Fragen der Ausbildung von Heimerzieherinnen und -leiterinnen. Aus genauer Beobachtung heraus werden uns hier die vielgestaltigen Probleme der geschlossenen Fürsorge und ihre entwicklungsbedingten Schwierigkeiten vor Augen geführt. Anhand vieler Vergleiche wird uns klar, welche Wandlung sich auf diesem Gebiet vollzogen hat und noch im Begriff ist, sich zu vollziehen. Die Versorgungsgründe sind andere als früher; heute werden vor allem schwierige Kinder und Jugendliche in Heime plaziert. Die heilpädagogischen

Holunder

Schon wieder stellt er sich mit seinem Blühn,
dem Duft der Blüten in des Laubes G ün,
in freudetrunkenem Leuchten froh bereit
zu künden lichtvoll sommerliche Zeit.

Und wieder ist der Dolden reines Weiss
dem Menschenherzen Mahnung und Geheiss
dem Wunder zu vertraun, das nun mit Macht
von ewger Schöpfung wieder ward erbracht.

Clara Büttiker

Staatsbürgerliche Ecke

Die Ratifikation

Schon oft haben wir in den Zeitungen gelesen, dass irgend ein Staat mit einem andern ein Abkommen abgeschlossen habe, das unter Vorbehalt der Ratifikation am soundsovielten in Kraft treten werde. Aber vielleicht war es uns nicht ganz klar, was diese Formulierung wirklich bedeutete, was eine Ratifizierung ist.

Bei uns in der Schweiz ist es der Bundesrat, der solche Verträge, die der Ratifikation bedürfen, abschliesst. Sie werden Staatsverträge genannt und können sich auf ganz verschiedenartige Gebiete beziehen wie die Niederlassung von Ausländern oder wie den Handelsverkehr. Sie können auch soziale Fragen umfassen, zum Beispiel die Zuwendung der Alters- und Hinterbliebenenversicherung. Allen ist eines gemeinsam: der Bundesrat darf nicht selbständig entscheiden bei diesen Abkommen. Er kann die Verträge wohl abschliessen, aber nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalt der Ratifikation, der Genehmigung durch die Bundesversammlung. Jeder derartige Staatsvertrag muss also von den eidgenössischen Räten behandelt und genehmigt werden, bevor er in Kraft und Wirksamkeit tritt. Diese Regelung des Mitspracherechts der Volksvertreter ist einzig richtig und demokratisch. Ausserdem gibt es seit dem Jahr 1921 noch eine Bestimmung in der Bundesverfassung, wonach Staatsverträge, die unbefristet oder für länger als 15 Jahre abgeschlossen werden, dem fakultativen Referendum unterstehen. Es kann hier also eine Volksabstimmung verlangt werden. Damit ist sogar auch das direkte Mitspracherecht des Volkes gesichert. Ein überaus bekanntes Beispiel war die Abstimmung seinerzeit über den Beitritt der Schweiz zum Völkerbund.

Solche Staatsverträge begründen natürlich, wenn sie ratifiziert und in Wirksamkeit sind, eine Reihe von Rechten und Pflichten der an ihnen beteiligten Länder. Manchmal ist es sogar nötig, dass diese unter Umständen ihr Recht dem Vertrag anpassen müssen. In unserm Land wird das so gemacht, dass ein solcher Vertrag im Gesetzesblatt veröffentlicht wird wie ein gewöhnliches Gesetz. Sein Inhalt gilt dann nach dem Inkrafttreten als Bundes- und Kantonsgesetz und ist damit für jedermann verbindlich. Auf diese Art können auch bereits bestehende Gesetze eine Abänderung erfahren, wie es zum Beispiel bei demjenigen über die AHV der Fall war, als ein Staatsvertrag mit Italien abgeschlossen wurde. Denn stets gilt der Grundsatz, dass das jüngere Gesetz stärker ist als das ältere. Dieser Satz gilt aber allein für die Gesetze und niemals für die Verfassung. Wir kennen keinen Vorrang des Staatsvertrages vor der Bundesverfassung. Wenn diese schon abgeändert werden muss, so muss das auf dem gewöhnlichen und vorgeschriebenen Weg geschehen, bei dem dann das Volk mitzureden hat.

D. V.

Grund praktischer Erkenntnisse solche Beschäftigungen für das Kleinkind ausgedacht und im Programm der Kindergärten aufgenommen wurden, die das Kind mit seinen beiden Hauptmerkmalen der Entwicklung, Wille und Phantasie in einen Ernstbezug zum Leben stellen. Mädchen spielen daher nicht mehr auf Puppenküchen. Sondern sie lernen richtiges Zurüsten zum Kochen. Zum Beispiel durch Gemüseschneiden, Brote bestreichen, Fruchtsäfte mischen und ähnliches. Sie haben auch nicht mehr Miniaturtassen und Kännchen zum Hantieren, sondern richtiges Geschirr im Erwachsenenformat. Ihr «Babili» ist natürlich eine Puppe. Aber eine solche in wirklicher Säuglingsgrösse und in einem normalen Kinderkörbli. Kleine Mädchen in den österreichischen Kindergärten nähen auch nicht mehr Ziersteche auf einem kleinen Karton aus, sondern sie mühen sich, vier- bis fünfjährig, mit einem richtigen Strickzeug schon ab.

Buben bauen ebenfalls nicht mehr «babylonische» Türme, die kaum bis an ihre Knie reichen mit den Bausteinen, sondern solche, die sie bei strammer Fünfjahrbubengrösse um ein beträchtliches Stück überragen. Sie lernen bei allem, was sie anfassen oder womit sie sich begrifflich befassen müssen, soviel als möglich wirkliche Masse und wirkliche Vorstellungen der Erwachsenenwelt kennen. Sie «spielen» nicht mehr allein, sondern sie schaffen in einem ganz ordentlich anstrengenden Verhältnis zu ihren Kräften und geistigem Fassungsvermögen. Sie lernen nebenbei auch das, was sie später tun sollen: heute der kleinen Gespielin, morgen der Gefährtin im Leben und Haushalt helfen. Sinn für praktische Lebensführung bekommen, von den theoretischen zu tatsächlichen Erkenntnissen übergehen.

Für Oesterreich, das lange Zeit hindurch sehr der Gefahr einer zu abstrakten, ich möchte sagen, geisteswissenschaftlichen Einstellung zum Leben unterworfen war, ist diese Errungenschaft zum richtigen Lebenssinn hin sehr viel. Diese Umstellung und begrüssenswerte Neuerung bedeutet einen gewaltigen Ruck näher zum heutigen Leben hin, wie es junge, aufgeschlossene und mutige Kräfte verstehen müssen. Natürlich gibt es verschiedene Unterschiede im Typ des städtischen zum dörflichen Kindergarten. Aber auch dieser hat sich erneuert. Er ist praktisch geworden und nimmt Bezug auf die späteren Aufgaben der Kinder im ländlichen Kreis. Allen Kindergarten einheitlich ist natürlich auch eine sorgfältige Kinderhygiene. Eine genau ausgedachte Kleinkindergymnastik. Die besondere Pflege von Kinderzeichnungen. Das moderne Kinderlied beziehungsweise das kleine Singspiel. Das «Feste-feiern» im Anschluss an die Jahreszeiten und die kleinen Ereignisse des kindlichen Lebens.

Als lobenswertes Musterbeispiel eines besonders sozial und modern geführten Kindergartens darf vielleicht noch auf den Wiener Sonderkindergarten «Schweizer Spende» (aus Mitteln der Schweizer Spende errichtet) hingewiesen werden.

I. Sch.

Umwertung der Werte

Eine Ferienreise führte mich in ein abgelegenes Tal im Romanisch sprechenden Teile des Bündnerlandes. Ich übernachtete in einem sauberen, schmucken, kleinen Hotel, in dessen Gängen und auf den Treppenabsätzen geschnitzte alte Truhen und Geräte aus vergangenen Tagen aufgestellt waren. Auf einer dieser Truhen entdeckte ich eine in solides Schweinsleder gebundene, vergilbte und etwas beschädigte Bibel in romanischer Sprache. Blätternd blieb ich stehen und betrachtete mit Ehrfurcht die Jahreszahl aus dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts und die Eintragungen in der Familienchronik, deren verblichene Schnörkelschrift kaum mehr lesbar war.

Die Wirtin überraschte mich bei dieser Tätigkeit und lächelte. Ja, die Bibel wurde leider nicht sorgsam behandelt, wie es hätte sein sollen, aber in Zeiten religiöser Verfolgungen hatten eben viele Gläubige ihre Bibeln in den Estrichen verstecken müssen und das hatte den Büchern nicht immer gut bekommen.

«Diese Bibeln kosteten im 18. Jahrhundert zwei Kühe und drei Schweine für ein Exemplar. Unsere Bergbauern mussten wohl ein ganzes Leben lang sparen und hausen, um sich eine kaufen zu können. Dennoch fand sich beinahe in jedem Hause eine Bibel, und jedermann suchte sich eine zu erwerben. Heute können schöne Bibeln für 20 bis 30 Franken gekauft werden, aber sie nehmen nicht mehr den Ehrenplatz ein, den jene teuer bezahlten Bücher hatten. Und wer würde nur eine einzige Kuh hergeben für eine Bibel?»

Die geistigen Güter stehen in unserer materialistischen Zeit nicht hoch im Kurse. Es wäre gut, manchmal daran zu denken, wieviel unsere Vorfahren um solcher idealer Werte willen auszugeben bereit waren.

Annebäbi.

Stille Reserven

Nicht wahr, das ist doch ein Ausdruck rein bankmässiger Prägung? Es gibt aber auch stille Reserven der sogenannten kleinen Leute, und das ist der Komposthaufen des Gartens. Es ist ja nicht mehr wie ehemals, da man Abfälle aller Art in irgend einer verwunschenen Ecke des Gartens in einer tiefen Grube verstaute. Heute sind wir schon einen Schritt weiter gekommen. Wir wissen zum Beispiel, dass in jedem Blatt, in jedem Stengel und in Wurzeln und Knollen wertvolle Stoffe eingelagert sind, die wieder verwendet werden können. Wir wissen, dass in Holzasche Kali, in Kehrricht und Strassenabraum Kalk enthalten sind. Wir haben nur dafür zu sorgen, dass all das erwähnte Material — je vielseitiger desto besser — gehörig durcheinander gemengt und sauber aufgestockt wird. Den einzelnen Lagen setzt man eine Kleinigkeit Composto Lonza zu, um eine rasche und gründliche Gärung der Stoffe herbeizuführen. War es in früheren Zeiten erforderlich, den Komposthaufen einige Jahre bis zur völligen Reife liegen zu lassen, so erreichen wir mit diesem Schnellkompostierungsmittel dasselbe Ziel in wenigen Monaten. Diese Kraftreserven sind umso wertvoller, als Stallmist immer schwieriger zu beschaffen ist.

A. B. C.-Buch des Herzens, von Karl Wolf, im Max Niehaus Verlag AG., Zürich.

Es ist ein reizvolles kleines Buch — ein wertvoller Führer durch die so vielen unter uns schwierig scheinenden Beziehungen von Mensch zu Mensch. Viel wird gesagt über die Liebe, die Beziehungen zwischen Mann und Frau, aber sehr vieles, was hierüber gesagt wird, kann ebenso gut auf unser Verhalten zu allen unseren Mitmenschen angewendet werden. Die Einteilung der Kapitel nach den Buchstaben des Alphabets ist eine originelle Idee und die meist knappe Formulierung des betreffenden Themas macht das Büchlein zu einem eindrücklichen Begleiter durch die menschlichen Probleme jedes einzelnen Tages.

Charles Péguy, von Romain Rolland, aus dem Französischen übersetzt von Gritta Baerlocher und Jean-Paul Samson. Büchergilde Gutenberg, Zürich.

Ein Lebensbild — das die Einfühlung eines Romain Rolland und seine gewaltige Gestaltungskraft so plastisch darstellt, wie der Meissel eines Rodin Figuren aus Erz und Marmor in eindrücklichster Kraft vor uns hinstellt. Es ist begreiflich, dass Rolland von dieser Persönlichkeit gepackt wurde: Dichter bäuerlicher Abstammung, geboren 1873 und im Ersten Weltkrieg in der Marneschlacht 1914 gefallen, stand er früh im politischen Leben, war Freund von Jaurés und Schüler Bergsons, setzte sich voll und ganz für Dreyfus ein in der berühmten Dreyfus-Affäre, und stellte sein grosses schriftstellerisches Talent, seine leidenschaftliche Liebe für Geistesfreiheit und Gerechtigkeit in den Dienst politischer Probleme. Er gründete die berühmte Zeitschrift «Cahiers de la Quinzaine», durch welche er seine tief religiösen, soziologischen und politischen Gedanken in weite Kreise des französischen Volkes brachte. Er besass einen fabelhaften Schwung der Sprache, und Romain Rolland sagt von ihm: «Ich kann nichts mehr lesen nach Péguy. Alles übrige ist Literatur» — und das schrieb er, noch ehe er seine nach seinem Tode veröffentlichten Werke kannte.

«Biggels fliegt in die Arktis», von Captain W. E. Johns. Verlag Hallwag, Bern.

Erwachsene sollten sich nicht vermessen, ein Urteil über Bücher für heranwachsende Buben abzugeben; es würde leicht zu akademisch ausfallen und am Kern der Sache vorbeigehen. So habe ich denn den «Biggels» erst einmal meinem 14jährigen Sohn zum Lesen gegeben. Er verschlang ihn in einem Zug und gab mit leuchtenden Augen das sachverständige Urteil «Maximal!» ab. Mit leisem Lächeln habe ich mich daraufhin an die Lektüre der neuesten Heldentaten des Fliegerabenteurers Biggels gesetzt und — es ging mir trotz akademischer Bildung gleich wie meinem Sohn, ich las und las ohne aufzuhören bis zur letzten Seite. Gottlob gibt es noch solche Bücher für unsere Buben, Bücher von sauberer Gesinnung und voll Spannung und Fabulierlust! Wer sie einem Jungen schenkt, kann seines Dankes und seiner Sympathie sicher sein — er wird gleichsam für voll genommen. Und das ist für die Beziehung zwischen Erwachsenem und Kind enorm wichtig.

v. A.

Geistige Reifungsprobleme. Beschleunigtes Entwicklungstempo einer philosophischen und dichterischen Begabung bei einem Knaben. Von Dr. M. Tramer, in «Zeitschrift für Kinderpsychiatrie», Februar 1952.

Aus Raschers billigen Jugendbüchern liegen zwei schmucke Bändchen zu je 2.60 Franken vor uns.

Olle und Kari, von Viola Wahlstedt, erzählt die Geschichte eines Gärtnerlehrlings, der infolge Veruntreuung aufs Land in die Einsamkeit flieht, später in der Stadt Arbeit findet und gemeinsam mit einem flotten Mädchen die alte Schuld gutmachen kann.

Capitano Terrore, von Hans-Jürgen Laturner, spielt während der Freiheitskämpfe der Korsen gegen die Genueser im 18. Jahrhundert. Eine rechte Geschichte für Buben, mit Galeeren, Freibeuterei, Kampf und Grausamkeit. Zuletzt kann der junge Giulio mit andern Mitteln seinen Vater aus dem Galeerenschiff befreien.

Radiosendungen

24. bis 30. August 1952

sr. Montag, 25. August, 14 Uhr: «Notiers und probiers», mit folgenden Beiträgen: «Marktrundschau für die Schweizer Hausfrau (mit Angaben vom Vitamingehalt). — Backen ist eine Kunst. 2. Lektion. — Das Wunschrezept. — «Was möchten Sie wissen?» — Mittwoch, 27. August, 14 Uhr: «Amerikanischer Bilderbogen»: Trudi Greiner erzählt von ihren Reiseeindrücken. — Freitag, 29. August, 14 Uhr: «Die halbe Stunde der Frau»: «Zwischen vierzig und sechzig» von Else Flatau, «Das Gedicht» und «Vom fröhlichen Altern» von Cécile Faesi.

Redaktion:

Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstrasse 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Verlag:

Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

Gesucht

Inseraten-Acquisiteur

für schweizerische Frauen-Wochenzeitschrift. — Bevorzugt werden Bewerber, die an seriöses, zielbewusstes Arbeiten gewöhnt sind und die sich über gute Erfolge, vor allem bei schweizerischen Markenartikel-Firmen ausweisen können.

Offerten sind unter Chiffre W 7042 an die Administration des Blattes zu richten.

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70

Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

Guter und billiger Mist mit Composto Lonza aus Gartenabfällen, Laub, Torf, Trester etc.
LONZA A.G. BASEL

Der heimelige Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

GIGER-MISCHUNG
der Kaffee
für höchste Ansprüche

HANS GIGER & CO.
BERN
Import von Lebensmitteln en gros
Gutenbergstraße 3 Tel. 2 27 35

Im Krieg, wie im Frieden neigt sich das Rote Kreuz über das Elend der Welt.

UNTERSTÜTZT DAS INTERNATIONALE KOMITEE VOM ROTEN KREUZ!

Unsere Frauen
trinken ihren Kaffee bei Hiltl im Vegetarischen Restaurant Zürich 1 Sihlstraße 26/28

Ausgesuchte Menus nach Dr. Bircher-Benner. Diät- und Rohkostspeisen sorgfältig zubereitet. Eig. Konditorei. Behagl. Räume im Parterre und 1. Stock.

Tapeten A.G.
DECORATIONSSTOFFE
VORHÄNGE
ZÜRICH, Fraumünsterstr. 8, Tel. 25 37 30

Darum kauft s'Müeti gern im
MERKUR
Chocolade · Biscuits · Bonbons

Im Herbst eine
FANGO-BÄDERKUR
gegen Arthritis, Rheuma, etc. in sehr gutgeführtem neueren Hotel. L. 2400 alles inbegriffen auch Massage. Prospekte durch
TERME BETRARCA
MONTEGROTTO bei ABANO, Ital. od. der Fam. Kehrer, Bederstr. 120, Zürich 2, Tel. (051) 25 31 97.

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"

Seefeldstraße 119	Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212	Tel. 24 57 44
Forchstraße 37	Tel. 23 09 75
Zollikon, Dulourplatz	Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1	Tel. 23 12 72
Schaffhauserstraße 18	Tel. 28 78 44
Universitätstraße 87	Tel. 28 20 58